



1925-11-13

## Heitere Erinnerungen am Professor Angeli

Margarethe Königswarter-Formes

Follow this and additional works at: [https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf\\_essay](https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay)

 Part of the [German Literature Commons](#)

Digital Archive Source:

<http://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=nfp&datum=19251113&seite=1&zoom=33>

---

### BYU ScholarsArchive Citation

Königswarter-Formes, Margarethe, "Heitere Erinnerungen am Professor Angeli" (1925). *Essays*. 575.  
[https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf\\_essay/575](https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay/575)

This Article is brought to you for free and open access by the Nonfiction at BYU ScholarsArchive. It has been accepted for inclusion in Essays by an authorized administrator of BYU ScholarsArchive. For more information, please contact [scholarsarchive@byu.edu](mailto:scholarsarchive@byu.edu), [ellen\\_amatangelo@byu.edu](mailto:ellen_amatangelo@byu.edu).

## Heitere Erinnerungen an Professor Angeli.

Von **Margarete Königswarter-Formes.**

Wie überall – so war er auch in Frankfurt als Künstler und als Mensch der Liebling aller. Wer auf sich hielt – in diesen alten Patrizierfamilien hielten alle auf sich – ließ den Meister aus Wien bitten, ein Familienmitglied zu verewigen; do ward er ein vielumworbener Gast am Main und immer wurden es Festtage, wenn er kam. Generationen sonnten sich in seinem Humor, der so leicht und sprudelnd war, daß auch ein kleiner Hieb nicht weh tat, den er gutmütig lachend versetzte.

Doch nie lebte sich sein sprühender Frohsinn auf Kosten anderer aus – und Grazie behielt sein Witz, selbst wenn sich Mund und Augenwinkel schelmisch in Falten legten und er mit dem Ausdruck des Feinschmeckers vorbereitend meinte: „Sie, aber a bisserl stark ist's!“

Trotz seiner ermüdenden Arbeit, die ihm so leicht von der Hand ging, konnte man sicher sein, daß er der Pünktlichste war, wenn er einmal als Gast zu Mittag erschien, mit seiner liebenswürdigen Offenheit gab er einem Zuspätkommer, der sich mit „unaufschiebbaren Geschäften“ entschuldigte, zur Antwort: „Mei Liaber – wann S' zur Königin geladen wär'n, könnten S' schon pünktlich kommen. Da gibt's für mi kein Unterschied mit 'n Ausschieben! Sie, ich möcht ihm nicht z' essen geben als Hausfrau. I ließ mir's nit g'fallen“, lachte er zu mir hinüber. Wir alle fühlten uns belehrt von diesem Meister Schelm, dem der Ernst im Nacken saß und wurden pünktlicher durch ihn.

Nichts Schwerblütiges hastete diesem Götterliebling an, der – selbst ein herrlicher Schubert-Sänger – auch im Schubert-Rhythmus lebte. Sein sonniges Wesen brachte jeden in gute Stimmung; kein Wunder, daß seine Bilder zum Sprechen ähnlich waren; er löste die Zungen: „Kennen S' die schöne Frau L. J. hab s' grad g'malt. Ah, die war unglücklich! Kriegt s' grad a Wimmerl auf die Nasen zur ersten Sitzung. I mal's e nit mit, sag ich ihrem Mann, den hereinkommt. Sie aber klagt ihm im schönstem Frankfurter Deutsch: „Und i hab doch sonst kein Untätche am ganze Körper. Gelle Ernscht?“

Die heitere Episode gab mir Mut, auch ihm eine kleine Sommergeschichte zu erzählen, die mir im Haag, in meinem geliebten Mauritshuis passiert war. Da ich oft stundenlang dort weilte, war ich mit den alten, ehrwürdigen Museumsdienern gut Freund geworden. Leise und andachtsvoll – wie man unwillkürlich in jedem Raum geht, der der Kunst geweiht ist – führten sie mich immer wieder vor eine neue Schönheit, öffneten auch wohl, oder schlossen einen Laden, um auf mein Lieblingsbild das „Oude Delft“ ein besonders schönes Licht zu bringen. Plötzlich rauschten und plauschten in die Stille dieser Kunstkirche hinein, zwei überangezogene, überlaute, überangestrichene Damen, was damals noch nicht üblich war: „Das sind zwei Damens for het Plaisier!“ flüsterte mir mein grauköpfiger Führer zu.

Meister Angeli lachte. Er erlaubte keinen Puder auf dem Gesicht zum Malen: „I nehm' an Schwamm“, sagte der drohend. „Hörn S'. Da hat in Wien a wunderschöne Frau die Gewohnheit, sich anzustreichen. I find's scheißlich. Da fragt S' mich neulich beim Diner: „Meister, wann werden S' mich endlich malen?“

„Wann Sie aufhören, meine Gnädige!“ hab' ich g'sagt: Sie, die fragt mi nimmer.“

Eine eigentümliche Angst hatte dieser Bezwingler der Menschen vor Hunden. Unser Haus lag im Garten, und Kinder und Hunde freuten sich der Freiheit. Doch da verstand Meister Angeli keinen Spaß.

„Bitt' Sie, sperr'n S' den Hund ein, wenn i komm, man weiß nie, wie der grad aufg'legt is, am End hat er an Gusto auf mei Hosen und da müßt i umkehr'n!“

Als man einwendete, der Bary sei so brav, spiele mit den Kindern, meinte er. „Ja, die kennt er; aber wenn ihm grab mei Nasenspitzel g'fällt – das kann man bei so ein'm Viech nie wissen. I bitt' Sie, sperr'n S' ihn ein.“ Zur Hundeliebe ließ er sich nicht bekehren.

So gern er England und seine Bewohner hatte, flößte ihm doch die englische Sprache eine starke Antipathie ein. Als nun bei einer Sitzung eine Depesche der greisen Königin Viktoria kam mit der Einladung, ihr Bild zu malen und sechs Wochen in Buckinghampalast zu wohnen, da nickte ich zu lachend:

„Jetzt werden Sie halt doch Englisch lernen müssen, verehrter Meister, denn in London wird jeder Ausländer Englisch angesprochen.“

Er schaute mich über seine große helle Hornbrille hinweg schelmisch an und mischte die Farben auf seiner Palette. „Fallt mir nit ein!“ schmunzelte er. „I lern ka Sprach, die Glasgow g'schrieben wird und Edinborough wird's ausg'sprochen. I bitt' Sie: da steht Abel. Der sagt aber, i heiß Ebel! Jetzt schreib i Ebel, da heißt's Ibel; da schrieb ich Ibel – jetzt spricht er's Eibel aus! Na, lassen S' mi aus, das is ka Sprach für mich. Da is mir's g'scheh'n, daß der Mister Abel S. mich eingeladen hat, ihn in London zu besuchen. Vor zwei Jahren geh i hin und frag den Diener an der Tür, ob der Mister Abel S. da wohnt. Er lächelt mich vornehm an, als ob ich mir einen Witz gemacht hätt' und sagt: *No Sir, such pe-ople doesnt exist here. Here lives Lord M.*“ Denselben Abend fragte mich Mister Abel S. im Klub, warum ich nicht zu ihm komme? Ich sag' ihm, er wäre wohl umgezogenen, denn in der von ihm angegebenen Wohnung lebt ein Lord M. Da lacht er und erklärt: Sein Großvater ist gestorben und jetzt ist der Lord M.“

Im Jahr drauf besuch ich den Lord M. in der selben Wohnung. Da heißt's: Hier wohnt der Duke of W. Sie, das ist kein Gspaß. Jetzt war sein Vater gestorben und er war der Duke of W. geworden: Immer derselbe. Gott weiß, wie der heißt, wenn i wieder hinkomm. Am End is er der König von England und schmeißt mi n'aus!“

Es war wunderschön, wie der berühmte große Künstler alles und alle nur vom rein menschlichen Standpunkt aus beurteilte. Wie seine bezaubernde Liebenswürdigkeit nie abhängig war, von einem mehr oder minder vornehmen Milieu, wie auch sein künstlerisches Urteil unbeeinflussbar war, wenn nicht er selbst zu einer anderen Ueberzeugung gelangte. Und daß er sich nicht scheute, sich wirklich bekehren zu lassen, ist auch ein Zeichen von Größe: denn nur kleinliche Menschen halten ihre unwandelbare Begrenztheit für unwandelbare Ueberzeugung.

Es handelte sich in Frankfurt um die Neuerwerbung des zweitgrößten Rembrandts für den Staedl. Professor Justi, der damalige Direktor, wollte verhindern, daß das Bild nach Amerika käme und wollte die nötigen Gelder dafür, mit Hilfe eines Basars einbringen. Da soeben erst ein dreitägiger „Alt-Frankfurter Markt“ vorüber war, bei dem von den enormen Einnahmen noch enormere Kosten abgingen, schlug ich ihm vor: Professor Angeli zu gewinnen, der das Bild sicher kenne, ebenso all die alten Familien, die von jeher die Stiftungen im Staedl gemacht. Ihm zuliebe würde jeder zeichnen und eine Kollekte würde bald die Summe herbeischaffen. Da aber hatte ich mich gründlich getäuscht. Als ich bei der Sitzung den Herrn Professor ein wenig anheizen wollte, „er müsse doch helfen, daß dieser

Rembrandt, wenn schon aus Oesterreich, doch nicht aus Deutschland herauskäme“, da antwortete er beinahe heftig.

A nein, dafür bin ich nicht zu haben. I weiß, die „Blenburg Simsons“. Natürlich kenn' i's. Das is a ganz a schwarzes Bild. I hab's hängen seh'n in Wien, beim Fürstin Sch. Nein, nein, ich kenn' den Justi nicht, aber sag'n S' ihm, da kann ich ihm nit helfen.“ Da stand ich wie der berühmte Esel zwischen zwei Meinungen. Die helle Begeisterung des jungen, leistungshungrigen Museumsdirektors ließ mir aber keine Ruhe und wirkte so ansteckend, daß ich hoffte, auch der ablehnende Herr Professor würde sich hinreißen lassen. So lud ich die Herren zusammen zum Frühstück und freute mich über Justis Bekehrungsversuche und Angelis Standhaftigkeit. Es war ein Lustspiel für sich.

„Aber es hat schlecht gegangen, Herr Professor, wenn Sie ,s in anderm Licht jetzt hier im Staedl ansehen würden!“

„A schwarzes Bild bleibt a schwarzes Bild!“

„Aber nein, es leuchtet jetzt förmlich. Sie würden staunen: Der blaue Schleier der entfliehenden Dalila.“

„Sie, das wär' merkwürdig, wenn der nach so vielen Jahren plötzlich leuchten sollt'!“ lachte Angeli und faßte meine Hand. „Würden Sie sich dafür einsetzen, wenn das Bild hier anders wirkt, verehrter Professor?“ wagte ich einzuflechten.

„Ja, ja, gewiß, ja! Aber das ist ja ausgeschlossen.“

„Also überzeugen Sie sich, verehrter Meister. Ich hab's Ihnen ausstellen lassen“, bat Justi.

„Und ich hab' den Wagen bestellt für den Staedl“, bettelte ich.

Der Ueberfall wurde gutmütig lächelnd aufgenommen; und nun ist mir die Wandlung Angelis unvergeßlich. Professor Justi hatte in einem Nebengang mit großen Fenstern das Bild ausstellen lassen, das den von Kriegsknechten gefesselten und gequälten Simson darstellt, der mit Händen und Füßen sich aus dem Bild herauszustemmen scheint. Seine geblendeten, blutenden Augen, sein häßlicher Mund schreien zum Himmel, das Dunkel des Gelasses ist von einem einzigen Lichtstreifen erhellt, der auf die mit seinem Haarschopf entfliehende Dalila fällt. Das Flüchtige dieser Frau, diese durchsichtig blaugraue Mantelfarbe weben eine entfliehende Poesie über den schrecklichen Vorgang. Das Ganze wirkte besonders schön durch einen [herrlichen] grünen Florentiner Renaissancesamt, den der fürsorgliche Justi als Hintergrund gewählt hatte.

„Jetzt woll'n s' mi mit dem Samt fangen!“ lachte Professor Angeli. Und hielt, selbst geblendet, sein Lorgnon vors Auge. Dann schaute er Direktor Justi an.

„Sie, haben S' das abg'wachsen? Das is ja ein andres Bild.“ Und nun kam die Hornbrille auf die Nase.

„Da schau'ns nur die Faust von dem Kriegsknecht an. Die hat man oben ja gar nicht g'sehn! Das kann heut' keiner malen.“ Und jetzt ging er in heller Begeisterung ins Detail ein. Bewundernd, lobend blieben die Herren wohl eine halbe Stunde vor dem Bild, und als ich dann schüchtern fragte, ob es nicht doch schade wäre, wenn das Bild nach Amerika käme, meinte Professor Angeli: „Schad' ist's, daß es von Wien wegkommt. Aber besser noch hieher, da sieht man's doch wenigstens noch!“

Er war gewonnen! Nicht durch uns, sondern durch das Kunstwerk selbst. Er setzte sich dafür ein und Frankfurt bekam den zweigrößten Rembrandt.

# Fenilleton.

## Heitere Erinnerungen an Professor Angeli.

Von **Margarete Königswarter-Formes.**

Wie überall — so war er auch in Frankfurt als Künstler und als Mensch der Liebling aller. Wer auf sich hielt — in diesen alten Patriziersfamilien hielten alle auf sich — ließ den Meister aus Wien bitten, ein Familienmitglied zu verewigen; so ward er ein vielumworbener Gast am Main und immer wurden es Festtage, wenn er kam. Generationen konnten sich in seinem Humor, der so leicht und sprudelnd war, daß auch ein kleiner Hieb nicht weh that, den er gutmütig lachend versetzte.

Doch nie lebte sich sein sprühender Frohsinn auf Kosten anderer aus — und Grazie behielt sein Wig, selbst wenn sich Mund und Augewinkel schelmisch in Falten legten und er mit dem Ausdruck des Feinschmeckers vorbereitend meinte: „Sie, aber a bisserl stark ist's!“

Trotz seiner ermüdenden Arbeit, die ihm so leicht von der Hand ging, konnte man sicher sein, daß er der Pünktlichste war, wenn er einmal als Gast zu Mittag erschien; mit seiner lebenswürdigen Offenheit gab er einem Zuspätkommer, der sich mit „unausschiebbaren Geschäften“ entschuldigte, zur Antwort: „Rei Liaber — wann S' zur Königin geladen wär'n, könnten S' schon pünktlich kommen.“

Da gibt's für mi kein Unterschied mit 'n Aufschieben! Sie, ich möcht ihm nichts z' essen geben als Hausfrau. I ließ mir's nit g'fallen", lachte er zu mir hinüber. Wir alle fühlten uns belehrt von diesem Meister Schelm, dem der Ernst im Nacken saß und wurden pünktlicher durch ihn.

Nichts Schwerblütiges hastete diesem Götterlieblich an, der — selbst ein herrlicher Schubert-Sänger — auch im Schubert-Rhythmus lebte. Sein sonniges Wesen brachte jeden in gute Stimmung; kein Wunder, daß seine Bilder zum Sprechen ähnlich waren; er löste die Zungen: „Kennen S' die schöne Frau L. I hab i' grad g'malt. Ah, die war unglücklich! Kriegt i' grad a Wimmerl auf die Nasen zur ersten Sitzung. I mal's e nit mit, sag ich ihrem Mann, der hereinkommt. Sie aber klagt ihm im schönstem Frankfurter Deutsch: „Und i hab doch sonst kein Untätche om ganze Körper. Welle Ernstcht?“

Die heitere Episode gab mir Mut, auch ihm eine kleine Sommergeschichte zu erzählen, die mir im Haag, in meinem geliebten Mauritshuis passiert war. Da ich oft stundenlang dort weilte, war ich mit den alten, ehrwürdigen Museumsdienern gut Freund geworden. Leise und andachtsvoll — wie man unwillkürlich in jedem Raum geht, der der Kunst geweiht ist — führten sie mich immer wieder vor eine neue Schönheit, öffneten auch wohl, oder schlossen einen Laden, um auf mein Lieblingsbild das „Dude Delft“ ein besonders schönes Licht zu bringen. Möglich rauschten und plauschten

in die Stille dieser Kunstkirche hinein, zwei überangezogene, überlaute, überangestrichene Damen, was damals noch nicht üblich war: „Das sind zwei Damens for het Plaisier!“ flüsterte mir mein grauköpfiger Führer zu.

Meister Angeli lachte. Er erlaubte keinen Puder auf dem Gesicht zum Malen: „I nehm' an Schwamm“, sagte er drohend. „Hörn S'. Da hat in Wien a wunderschöne Frau die Gewohnheit, sich anzustreichen. I find's scheißlich. Da fragt S' mich neulich beim Diner: „Meister, wann werden S' mich endlich malen?“

„Wann Sie aufhören, meine Gnädige!“ hab' ich g'sagt: Sie, die fragt mi nimmer.“

Eine eigentümliche Angst hatte dieser Bezwingen der Menschen vor Hunden. Unser Haus lag im Garten, und Kinder und Hunde freuten sich der Freiheit. Doch da verstand Meister Angeli keinen Spaß. „Bitt' Sie, sperr'n S' den Hund ein, wenn i komm, man weiß nie, wie der grad aufg'legt is, am End hat er an Gusto auf mei Hosen und da müßt i umkehr'n!“

Als man einwendete, der Bary sei so brav, spiele mit den Kindern, meinte er. „Ja, die kennt er; aber wenn ihm grad mei Nasenspißel g'fällt — das kann man bei so ein'm Viech nie wissen. I bitt' Sie, sperr'n S' ihn ein.“ Zur Hundeliebe ließ er sich nicht bekehren.

So gern er England und seine Bewohner hatte, stößte ihm doch die englische Sprache eine starke Antipathie ein. Als nun bei einer Sitzung eine Depesche der greisen Königin Viktoria kam mit der Einladung, ihr Bild zu malen und sechs Wochen in Buckinghampalast zu wohnen, da nickte ich lachend:

„Jetzt werden Sie halt doch Englisch lernen müssen, verehrter Meister, denn in London wird jeder Ausländer Englisch angesprochen.“

Er schaute mich über seine große helle Hornbrille hinweg schelmisch an und mischte die Farben auf seiner Palette. „Fällt mir nit ein!“ schnurrelte er. „I lern ka Sprach



die Glasgow g'schrieben wird und Edinborough wird's aus-  
 g'sprochen. I bitt' Sie: da steht Abel. Der sagt aber, i  
 heiß Ebel! Jetzt schreib i Ebel, da heißt's Ibel; da schreib  
 ich Ibel — jetzt spricht er's Eibel aus! Na, lassen S' mi  
 aus, das is ha Sprach für mich. Da is mir's g'schey'n, daß  
 der Mister Abel S. mich eingeladen hat, ihn in London zu  
 besuchen. Vor zwei Jahren geh i hin und frag den Diener  
 an der Thür, ob der Mister Abel S. da wohnt. Er lächelt mich  
 vornehm an, als ob ich mir einen Wig gemacht hätt' und  
 sagt: No, Sir, such pe-ople doesnt exist here. Here lives  
 Lord M.“ Denselben Abend fragte mich Mister Abel S. im  
 Klub, warum ich nicht zu ihm komme? Ich sag' ihm, er  
 wäre wohl umgezogen, denn in der von ihm angegebenen  
 Wohnung lebt ein Lord M. Da lacht er und erklärt: Sein  
 Großvater ist gestorben und jetzt ist er der Lord M.“

Im Jahr drauf besuch ich den Lord M. in der selben  
 Wohnung. Da heißt's: Hier wohnt der Duke of W. Sie,  
 das is kein Spas. Jetzt war sein Vater gestorben und er  
 war der Duke of W. geworden: Immer derselbe. Gott weiß,  
 wie der heißt, wann i wieder hinkomm. Am End is er  
 dann der König von England und schmeißt mi n'aus!“

Es war wunderschön, wie der berühmte große Künstler  
 alles und alle nur vom rein menschlichen Standpunkt aus  
 beurteilte. Wie seine bezaubernde Liebenswürdigkeit nie ab-  
 hängig war, von einem mehr oder minder vornehmen Willen,  
 wie auch sein künstlerisches Urtheil unbeeinflusbar war, wenn  
 nicht er selbst zu einer anderen Ueberzeugung gelangte. Und  
 daß er sich nicht scheute, sich wirklich bekehren zu lassen, ist  
 auch ein Zeichen von Größe: denn nur kleinliche Menschen  
 halten ihre unwandelbare Begrenztheit für unwandelbare  
 Ueberzeugung.

Es handelte sich in Frankfurt um die Neuverwertung des  
 zweitgrößten Rembrandts für den Staedl. Professor Justi,  
 der damalige Direktor, wollte verhindern, daß das Bild  
 nach Amerika käme und wollte die nötigen Gelder dafür, mit  
 Hilfe eines Basars einbringen. Da soeben erst ein dreitägiger

„Alt-Frankfurter Markt“ vorüber war, bei dem von den enormen Einnahmen noch enormere Kosten abgingen, schlug ich ihm vor: Professor Angeli zu gewinnen, der das Bild sicher kenne, ebenso all die alten Familien, die von jeher die Stiftungen im Staedl gemacht. Ihm zuletzt würde jeder zeichnen und eine Kollekte würde bald die Summe herbeschaffen. Da aber hatte ich mich gründlich getäuscht. Als ich bei der Sitzung den Herrn Professor ein wenig anfeuern wollte, „er müsse doch helfen, daß dieser Rembrandt, wenn schon aus Oesterreich, doch nicht aus Deutschland herauskäme“, da antwortete er beinahe heftig:

„Nein, dafür bin ich nicht zu haben. Ich weiß, die „Blendurg Simsons“. Natürlich kenn' i's. Das is a ganz a schwarzes Bild. Ich hab's hängen seh'n in Wien, beim Fürsten Sch. Nein, nein, ich kenn' der Justiz nicht, aber sag'n S' ihm, da kann ich ihm nit helfen.“ Da stand ich wie der berühmte Esel zwischen zwei Meinungen. Die helle Begeisterung des jungen, leistungshungrigen Museumsdirektors ließ mir aber keine Ruhe und wirkte so ansteckend, daß ich hoffte, auch der ablehnende Herr Professor würde sich hinreißen lassen. So lud ich die Herren zusammen zum Frühstück und freute mich über Justis Bekehrungsversuche und Angeli's Standhaftigkeit. Es war ein Lauspiel für sich:

„Aber es hat schlecht gehangen, Herr Professor, wenn Sie 's in anderm Licht jetzt hier im Staedl ansehen würden!“

„A schwarzes Bild bleibt a schwarzes Bild!“

„Aber nein, es leuchtet jetzt förmlich. Sie würden staunen: Der blaue Schleier der entfliehenden Dalila.“

„Sie, das wär' merkwürdig, wenn der nach so vielen Jahren plötzlich leuchten sollt'!“ lachte Angeli und faßte meine Hand. „Würden Sie sich dafür einsetzen, wenn das Bild hier anders wirkt, verehrter Professor?“ wagte ich einzuflechten.

„Ja, ja, gewiß, ja! Aber das ist ja ausgeschlossen.“

„Also überzeugen Sie sich, verehrter Meister. Ich hab's Ihnen aufstellen lassen“, bat Justi.

„Und ich hab' den Wagen bestellt für den Staedl“, bettelte ich.

Der Ueberfall wurde gutmütig lächelnd aufgenommen; und nun ist mir die Wandlung Angelis unvergeßlich. Professor Justi hatte in einem Nebengang mit großen Fenstern das Bild aufstellen lassen, das den von Kriegsknechten gefesselten und gequälten Simson darstellt, der mit Händen und Füßen sich aus dem Bild herauszustemmen scheint. Seine geblendeten, blutenden Augen, sein häßlicher Mund schreien zum Himmel, das Dunkel des Gelasses ist von einem einzigen Lichtstreifen erhellt, der auf die mit seinem Haarschopf entfliehende Dalila fällt. Das Flüchtige dieser Frau, diese durchsichtig blaugraue Mantelfarbe weben eine entfliehende Poesie über den schrecklichen Vorgang. Das Ganze wirkte besonders schön durch einen herrlichen grünen Florentiner Renaissanceesamt, den der fürsorgliche Justi als Hintergrund gewählt hatte.

„Jetzt woll'n s' ni mit dem Samt fangen!“ lachte Professor Angeli. Und hielt, selbst geblindet, sein Lognon vors Auge. Dann schaute er Direktor Justi an.

„Sie, haben S' das abg'waschen? Das is ja ein andres Bild.“ Und nun kam die Hornbrille auf die Nase.

„Da schau'ns nur die Faust von dem Kriegsknecht an. Die hat man da oben ja gar nicht g'sehn! Das kann heut' keiner mehr malen.“ Und jetzt ging er in heller Begeisterung ins Detail ein. Bewundernd, lobend blieben die Herren wohl eine halbe Stunde vor dem Bild, und als ich dann schüchtern fragte, ob es nicht doch schade wäre, wenn das Bild nach Amerika käme, meinte Professor Angeli: „Schad' ist's, daß es von Wien wehkommt. Aber besser noch hieher, da sieht man's doch wenigstens noch!“

Er war gewonnen! Nicht durch uns, sondern durch das Kunstwerk selbst. Er setzte sich dafür ein und Frankfurt bekam den zweitgrößten Rembrandt.